





Wundernette Anzeigen

Unter allen Anzeigen in den Tageszeitungen nehmen die Familienanzeigen eine besondere Rolle ein. Nicht selten legen sie von ihrem Aufgeber ein beredtes Zeugnis von seinem urwüchsigen Humor ab. So empfahl sich als Heiratskandidat in einer schlesischen Zeitung ein „Molkereigehilfe", der folgendes Heiratsgesuch erließ: „Seit Juli v. J. mache ich hier Butter und Quark, bediene alle Maschinen und habe reges Interesse für Landwirtschaft, Reparaturen und Buchführung. Obwohl ich für Hilfe bei Schweinemast nur im Notfalle verpflichtet bin, so habe ich dabei freiwillig jeden Tag gehoisen und viele hundert Zentner Getreide zum Schroten getragen. Seit vierzehnjähriger Gehilfenzeit werde ich hier zum ersten Male mit Vornamen gerufen und habe mich darüber niemals aufgeregt, denn ich liebe den Frieden! Umso mehr schmerzt es mich, daß von allen Damen, die sich zwecks Heirat meldeten, keine einzige den Mut fand, mir näher zu treten, als ob die Sehnsucht nach Eheglück nicht das schönste und natürlichste Verlangen wäre. Infolgedessen musste ich hier höchstens ein Jahr bleiben falls ich anderweitig im Juni oder Juli Gehilfenstelle oder Vertrauensstellung anderer Art bekäme, selbst wenn ich vieles hinzulernen müßte." Eine andere Anzeige des „Molkereigehilfen" lautete: „Zu schöner Dame mit vielsagenden Augen und Brillantenring, die am letzten Sonntag bis fünf Uhr im X-Café saß empfand ich, sowie schon früher zu anderen sympathischen Damen, Zuneigung, aber wegen meiner Stellung, die Verheiratung nicht erlaubt, ist es mir zuwider. Damen zwecks Heirat anzusprechen. Dieser Charakterzug, den ich vergebens bekämpfe, raubt mir jede Freude am Leben, so daß ich hierdurch frage, ob jemand vom menschlichen Standpunkt aus mir auf den grünen Zweig verhelfen möchte. Bin 35 Jahre alt, Molkerei-, Büro- und Wirtschaftsgehilfe." Einfacher sind Heiratsgesuche wie folgende: „Welche Dame möchte in ein Fuhrwerk einheiraten?" — „Ein tüchtiger evangelischer Bauernjunge, der einen zweispännigen Sommerwagen hat, sucht ein Fräulein mit Vermögen, wo er einheiraten kann." — „Ich, musikalisch, suche behufs baldiger Verheiratung einen Mann, bleich, schwarz und mit zwei Bechsteinflügeln. Das Vermögen habe ich." Die Freude über ein „glückliches Familienereignis" macht sich manchmal in originellen Anzeigen Luft, so etwa in der folgenden: „Hurra! Fahnen raus! Ein strammer Junge ist da! Bruno Müller und Frau. Es ist erreicht — war nicht so leicht!"

—⊡—

Ratschläge und Winke

Kleine Hilfsmittel.

Für eine regsame Hausfrau, der die Zeit ein kostbares Gut ist, pflegt das lästige Herbeiholen der Küchenwage zum Abwiegen zu den Geschäften zu gehören, denen sie lieber aus dem Wege geht. Da gibt es denn kleine Hilfsmittel, die einfaches Messen an Stelle des umständlicheren Wiegens treten lassen. Teller, Tassen, Gläser und Löffel, die stets leicht zur Hand sind, haben eine innerhalb enger Grenzen schwankende Größe, so daß sie sehr wohl als Maße benutzt werden können, und zwar faßt ein tiefer Teller, in gewöhnlicher Weise gefüllt, etwa ein Viertel Liter Flüssigkeit oder 3? Gramm Mehl, Reis, Sago und dergleichen. Noch leichter und sicherer ist das Abmessen mit gewöhnlichen Eß- und Teelöffeln. Ein Eßlöffel enthält von Mehl 25 Gramm, von Zucker Salz, Kartoffelmehl usw. 30 Gramm, von geriebener Semmel nur 10 Gramm; ein Teelöffel pflegt von ersteren Sachen etwa 10 Gramm, von Semmel nur fünf Gramm zu fassen. Ein Stück Butter von Eigröße wiegt 60 Gramm, ein mittelgroßes Hühnerei mit Schale 50, ohne Schale 45 Gramm. Eine gewöhnliche Obertasse faßt 65 Gramm Mehl, Salz, Zucker usw. Von Korinthen, Rosinen, Mandeln nimmt sie 45 Gr auf. Aus diesen Beispielen ist schon ersichtlich, daß man bei vielen Nahrungsmitteln auch ohne Wage fertig werden kann, zumal bei den meisten Kochrezepten unbedingtes Innehalten der Gewichtszahlen keineswegs erforderlich ist und kleine Schwankungen für das Gelingen der Speisen ohne Bedeutung sind. Wer gewohnt ist, regelmäßig die zu verwendenden Nahrungsmittel und Zutaten abzuwiegen und Wert darauf legt dies bequemer zu haben, wird gut tun, sich nach und nach je nach Größe seiner Küchengeräte eine Gewichtsliste aufzustellen und diese über dem Küchentisch anzuheften.

Schneeglöckchen

Leise hebt wieder das Läuten der kleinen Frühlingskinder an. Hörst du es?

Ja, was singen denn die Glöckchen? Ist dein Ohr fein genug, es zu vernehmen?

„Ich glaube, ich glaube", so läutet vertrauensvoll das zarte Blümchen, das trotz Kälte und Schnee das Köpfchen der Sonne entgegen streckt.

„Wir glauben, wir glauben", das ist das Jubellied von ihnen allen. Der Tod ist überwunden. Sie haben den Sieg.

„Glaubet, glaubet", so nicken sie alle uns zu. „Fühlt ihr Menschenkinder nicht, daß Gottes Seele in uns ist? Was sollten wir sonst wohl sein als Träger seiner Herrlichkeit? Hört ihr nicht, wie Gott zu eurem Herzen spricht durch unsere frühe Lieblichkeit? Spürt ihr sein liebendes Suchen nicht?

Wenn ihr Gott nicht fassen könnt in seinen tausend Welten ,betrachtet uns, und ihr seid seiner Seele nahe.

Seid unverzagt wie wir! Glaubet!"

Geld als Gewichtsstücke.

Nicht selten kommt es in den Familien vor, daß schnell einmal geringe Gewichtsmengen abgewogen werden sollen, und gerade an diesen kleinsten Gewichten herrscht fast in jeder Familie Mangel. Da lassen sich bequem nicht abgenutzte Geldstücke verwenden. Ein 1 Pfennigstück = 2 Gramm, 3 Zweipfennigstücke = 10 Gramm, 1 Zehnpfennigstück = 4 Gramm, 9 Markstücke = 50 Gramm, 9 Zweimarkstücke = 100 Gramm.

Versengte Stellen aus farbigen Stoffen zu entfernen.

Beim Bügeln kann es leicht vorkommen, daß der Stoff — besonders wenn es Wolle ist, gelbe Flecke bekommt. Diese lassen sich mitunter vertreiben, wenn man sie anfeuchtet, mit Salz bestreut und der Sonne aussetzt. Man muß dabei gut darauf achten, daß der Stoff nicht ausbleicht und sich keine Ränder bilden. Sobald er trocknet, ist nachzuwaschen und die Prozedur, wenn nötig, zu wiederholen.

Küchen mit Oelanstrich leicht zu reinigen.

Immer häufiger werden die Küchen mit guter Oelfarbe angestrichen, um nicht alljährlich den Maler im Hause haben zu müssen. Dafür aber muß die Küche mindestens zweimal im Jahre gut abgewaschen werden. Man nimmt zu diesem Zwecke ein in Oel getränktes Tuch und reibt damit die Decke und die Wände ab. Am nächsten Tage kann man dann mit dem Waschen der Wände beginnen. Der an den Wänden und an der Decke haftende Staub und Schmutz ist durch das Oel gelöst worden und läßt sich nun leicht und schnell entfernen.

—⊡—

Aus dem Engen und Weiten

Charleston.

Die neuen Tänze, viel begehrt,
Verblassen schon in ihrem Wert,
Es läßt mit Schieben und mit Schleichen
Sich auf die Dauer nichts erreichen.
Bewegung muß aufs neue her,
Der Charleston, ja, der ist schwer!
Kommt er wohl von den Potokuden?
Das Wort steht nämlich nicht im Duden!
Doch Scherz beiseit, ich weiß es schon,
Den Namen gab ihm Charleston,
Die Stadt Amerikas im Süden,
Wo Schwarze um den Tanz sich mühten.
So stammt von Negern die Erfindung,
Die mit Kultur kommt in Verbindung.
Die Jungfrau, einstens brav am Nähtisch,
Wirkt in dem Tanze nicht ästhetisch,
Doch auch der Jüngling muß sich plagen,
Die Beine aneinand' zu schlagen,
Um stilvoll und modern zu werden.
Ja, ja, man hat's nicht leicht auf Erden!

Hermann Roth.

Der Mann der Ehen flickt.

In der Londoner City hat der Leiter des Versöhnungsbüros der Heilsarmee, Oberst R. B. Chapmann, ein freundlicher alter Herr mit grauen Haaren, der schon 38 Jahre sich der Philanthropie widmet, sein Büro. Im Juni vorigen Jahres eröffnete er ein „Versöhnungsbüro". In diesem werden Ehen geflittet, die nicht mehr ganz intakt sind und es scheint tatsächlich einem tief gefühlten Bedürfnis abgeholfen zu haben. So hat er in der kurzen Zeit des Bestehens seines Versöhnungsbüros bereits 200 Fälle, die sonst den Polizei- und Ehescheidungsgerichten vorgelegt worden wären, behandelt. Reich und arm, alt und jung, Bankdirektoren, Petroleummagnaten, Hafenarbeiter, Frauen aus dem Volk und society women, sie alle bemühen sich die Treppen zu dem Büro hinauf, um aus Chapmanns Mund zu vernehmen, wie die in die Brüche gegangene Ehe unsichtbar wieder hergestellt werden kann. Kürzlich kam aus dem fernsten Osten ein Klient, um den Ehedoktor zu konsultieren. Ueber seine dabei gemachten Erfahrungen schweigt Oberst Chapmann sich aus. Er verschanzt sich hinter sein Berufsgeheimnis. Sein Streben ist, indem er mit den Opfern spricht und indem er an ihren gesunden Verstand appelliert, sie einander wieder zuzuführen und Familien vor dem Verfall zu bewahren. —

Die schönste Garde.

Napoleon, der große Corse, besaß sie nicht, noch der mächtige Selbstherrscher aller Reußen, noch waren sie lebendige Pracht des glänzenden Hofstaates, mit dem sich der Großherr der Türken umgeben hatte. Auch die prunkvolle Nobelgarde der Ungarnkönige war nie so schön wie die Leibwache, der sich der afrikanische Sultan von Kiama einst erfreuen und rühmen konnte.

Dieser Herrscher erschien, sobald er seinen arabischen Schimmel zu einem Ritt bestieg, stets umgeben von einer Truppe der schönsten Mädchen des Stammes, im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren. Diese reizenden Geschöpfe, deren feiner zierlicher Wuchs durch die tiefschwarze Farbe ihrer Leiber nur an Schlankheit gewann, waren unbekleidet: ein langes weißes Band um die Köpfchen geschlungen, dessen Enden lustig im Winde flatterten, umspielte die knabenhaften Schultern, die aus Ebenholz geschnitten schienen; ein Perlengeflecht, buntfarbig und glitzernd, hing lose schaukelnd um die schmalen Hüften, jede Bewegung mit leisem, zärtlichem Klirren begleitend.

Die jungen Amazonen — und das waren sie, mußten sie doch, wenigstens formell, ihren Herrn und Gebieter beschützen, — trugen in der rechten Hand drei leichte Wurflanzen, und obwohl sie immer neben dem stolzen, prächtig gesattelten Renner des Sultans einher gehen mußten, stand ihre fabelhafte Behendigkeit der Schnelligkeit des edlen Rosses nicht nach .... Durfte nicht nachstehen!

Ein schönes Bild mag das wohl gewesen sein, schön und grausam zugleich Natürlicher Schönheitsinstinkt genaart mit grausamer Herrschsucht über das Weib.

—⊡—

Büchertisch

Wie Detlev von Liliencron den Feldzug 1870 gewonnen hätte, erzählt E. Rudowski in Heft 21 des Daheim. Das ist eine amüsante Sache aus ernster Zeit. Vor Metz war's. Liliencron war Leutnant bei den Einundachtzigern und geriet mit seinem Infanteriezuge in die Kehle des Forts St. Julien, d. h. des Forts, das später das Kernwerk der französischen Verteidigung von Metz wurde. Er war ein Draufgänger und hätte das Werk am liebsten schnell mit stürmender Hand genommen. Daß er es bekommen hätte, stand bei ihm noch bis in sein hohes Alter fest, ebenso daß er damit den ganzen Krieg entschieden hätte, daß also, wenn er nicht gebremst worden wäre, Moltkes Sedan, die Belagerung von Paris, die Orleansschlacht usw. hinfällig geworden wären. Aber die höhere Führung versagte ihm den Handstreich. Schade, denn wie hätte sich sonst die Weltgeschichte durch unseres Dichters Kühnheit wandeln können. — Rudowski erzählt, was sein Freund Detlev ihm von dieser verpaßten Gelegenheit einst sagte. Das ist wundervoll bezeichnend für unseren Liliencron und man sollte es lesen. Man bekommt gleichzeitig in diesem Daheim noch allerlei anderes Hübsches vorgesetzt: Rechtsrat und sprechenden Film. Pestalozzi und Marionetten, Glasbläserkunst und halbechte Spitzen, aktuelle Bilder und die farbige Büste der Nofretete, einen Stich Lucas von Leydens und eine Gemälde Peter Kalmans, eine Plastik von Macsek und ein solides Strickkleid. Das ist allerlei und vielerlei.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 8 — Altena, den 22. Februar — 1927

Pestalozzi und die Frauen

Von Dr. Anna Forkel.

Diese Ueberschrift könnte die Vermutung aufkommen lassen, als ob hier von dem Verhältnis des großen Pädagogen zu den Frauen gesprochen werden soll. Pestalozzi hat gewiß die Frau, d. h. seine Frau geliebt, aber im übrigen hören wir aus keiner Ueberlieferung, daß er regeren Umgang mit Frauen hatte, oder daß Frauen in seinem Leben eine Rolle spielten. Er lebte nur für die Jugend und war dabei so in Anspruch genommen, daß für ihn gar keine Möglichkeit bestand, sich dem zarten Geschlecht eingehender zuzuwenden.

Nun haben wir am 17. Februar des 100. Todestages des unsterblichen Pädagogen gedacht und dabei die Beobachtung machen müssen, daß gerade die Frauen am meisten mit Pestalozzi und seinem Werk beschäftigt haben. Und hiervon soll die Rede sein: von dem nachhaltigen Wirken Pestalozzis und den Anregungen die er namentlich den Frauen hinterlassen hat. Eines ist dabei vorauszuschicken. Die Erziehung der Kinder liegt ja zumeist den Müttern ob. Gewiß kann die strenge und die starke Hand eines Vaters nicht immer entbehrt werden. Die Mutter aber lebt doch zumeist mit den Kindern und kennt sie in allen ihren geheimen Wünschen und Regungen. Sie kann deshalb auch am besten beurteilen, wie die Kinder für das Leben vorbereitet werden müssen. Ihr an und für sich kleines Wissen über die Behandlung von Kindern sucht die Mutter durch gute pädagogische Schriften zu erweitern. So muß sie notgedrungen auch auf die Werke des großen Pestalozzi stoßen, und so ist jede Mutter, wenn sie die Bücher Pestalozzis gelesen hat, unbedingt sein Anhänger. Denn es läßt sich unschwer erkennen, wie die ganze Jugenderziehung auf diesen Kinderfreund zurückzuführen ist.

Die Erziehung der Kinder führt die Mütter mit dem Wegbereiter der modernen Jugenderziehung zusammen. Der Unterricht, die Methode, wie die Kinder gelehrt werden sollen, das Leben und die Lebensaufgaben zu begreifen, ist Gemeingut geworden. Zur Freude jeder Mutter, die die Anschauung ja auch in ihrer Belehrung die sie den Kindern zuteil werden läßt, an die Spitze stellt. Mehr aber noch trifft Pestalozzi mit den Müttern zusammen in der Ergründung des Gefühlslebens der Kleinen. Eine schlechte Mutter, die nicht immer und immer wieder versucht, das Herz ihrer Kinder zu besitzen, ihre Gedanken zu kennen, ihre tiefen Regungen zu begreifen. Pestalozzi sah es als obersten Grundsatz an, die Kinder zu begreifen, ihr Inneres zu erschließen. Und nur wenn er alle seine Zöglinge genau kannte, wenn er wußte, wie die individuelle Behandlung des Einzelnen eingestellt werden mußte, nahm er den Gemeinschaftsunterricht auf, in dem jeder Schüler seinen Platz, jeder seine besondere Behandlung erfuhr, obwohl es ihrer viele waren. Freilich brauchten nicht alle Mütter erst von Pestalozzi zu lernen. Die Einstellung dieser zu den Kindern ist aus dem reinen Gefühl gekommen. Sie hörten indessen durch den Pädagogen, daß sie recht taten, sie fanden ihre „Pädagogik" bestätigt und ließen sich nun nicht beirren durch Andersdenkende.

Seit Pestalozzi zeigt sich denn auch ein gerader Weg in der Jugenderziehung. Es zeigt sich seitdem, daß die Mütter, die früher vielleicht noch schwankten, ob sie recht daran waren, ihre Kinder mit dem Herzen zu erziehen, je keinen Zweifel aufkommen lassen und jede Strenge möglichst meiden bei Kindern, die mit Güte zu leiten sind. Das hören die Lehrer heute ja täglich von den Müttern: „Der Junge muß gut behandelt werden!" Sie haben es in den letzten Jahren durchgesetzt, daß die schweren Schulstrafen, die man früher kannte, abgeschafft worden sind. Sie fordern von der Schule die individuelle Behandlung des Einzelnen. Es hat ein Jahrhundert gedauert, bis alle Forderungen Pestalozzis erfüllt waren. Aber in diesem Jahrhundert waren die Frauen, die Mütter die Hauptträger der Pestalozzi'schen Gedanken und Forderungen.

Bedenkt man dieses, so ergibt sich ohne weiteres die Behandlung eines Themas „Pestalozzi und die Frauen". Sie sind eng verbunden, weil sie das Gleiche wollen, das Gleiche erstrebt haben und das Gleiche immer verlangen werden. Die Frauen haben mit allem Grund am 17. Februar am nachdrücklichsten des großen Pädagogen gedacht, sie waren nicht seine Schüler, sondern die Verkünder Pestalozzi'scher Forderungen aus innerem Erkennen und Wollen heraus. Ihre Gedanken und Grundsätze trafen sich mit denen, die Pestalozzi in seinen Schriften verewigt hat. Frauen aber lesen diese Schriften, vor allem jene Frauen, die selbst Erzieher eigener oder ihnen anvertrauter Kinder sind.

—⊡—

Frauenhände, Frauenaugen

O wie schön sind Frauenhände,
Die zum Werk sich emsig regen;
Wieviel schöner, die am Busen
Warm ein holdes Kind umhegen.

O wie schön sind Frauenaugen,
Die in stiller Wonne leuchten;
Wieviel schöner, die der Rührung
Linde Tränen sanft befeuchten.

Doch die schönsten Frauenhände
Sind die zum Gebet verschränkten,
Und die schönsten Frauenaugen
Sind die demutsvoll gesenkten.

Friedrich Wilhelm Weber.

Die voreilige Mode

Von Meta Gründer.

Unlängst las ich irgendwo in einer geschäftlichen Ankündigung, es sei Zeit, daß die Damen an ihre Frühjahrskleider denken. Und dabei fiel mir ein, wie doch so eilig es die Mode hat. Etwas zu eilig scheint mir. Vom geschäftlichen Standpunkt wohl berechtigt, denn wenn der Winter auf der Höhe ist, wird keine Frau mehr neue Winterkleider, keinen Winterhut, keinen Pelz kaufen. Sie hat ja, weil im Herbst schon die Winterfachen angepriesen werden, sich für den Winter eingedeckt. Dabei aber eilen die Frauen der Witterung, der Jahreszeit, meiner Auffassung nach, immer etwas zu sehr voraus. Wenn nämlich eine Frau neue Winterkleider, einen neuen Pelz, einen, ich will nur sagen: einen neuen Winterhut erhält oder sich selbst gekauft hat, dann kann sie sich selbstverständlich nicht beherrschen. Sie muß, wenn im Herbst der Winter noch weit im Felde liegt, schon mit ihren Kleidern den Winter begrüßen, den Beginn des Winters verhünden. Und wenn es im Februar noch Stein und Bein friert, der Reif die Bäume schmückt, sogar noch Schnee auf den Feldern und Bergen liegt, aber die Sonne ein wenig, wenn auch ohne Wärme lächelt, dann trägt die Frau bereits den Frühling. Jawohl Frühlingskleider, den Frühjahrshut. Sie richtet sich nicht nach dem Kalender oder nach der Willkür des Wetters: sie eilt der Jahreszeit voraus, weil sie „mit der Mode geht", oder richtiger gesagt, weil sie als eine der Ersten beweisen will: ich bin für das Frühjahr gerüstet.

Wenn die Modeindustrie der Jahreszeit vorauseilt, kann man es, wie gesagt, verstehen. Sie darf es auch. Die Frauen aber sollten doch viel mehr auf Wind und Wetter achten und der herrschenden Jahreszeit gedenken. Selbst wenn sie das Glück und das Geld hatten, sofort, als die ersten, sich für die kommende Jahreszeit einzudecken, so bestände immerhin die Möglichkeit, die Kleider hübsch über dem Bügel, die Schuhe im Schuhschrank, den Hut im Hutkasten zu belassen, bis wirklich die Zeit, die das Neue rechtfertigt und fordert, gekommen ist. Die Frauen sollten ihre Eitelkeit nicht zu weit treiben, sich beherrschen können, und sich nicht ganz zu Sklaven ihrer Kleider machen. Sie schaden sich nur selbst, wenn sie im warmen Herbst dicke Pelze und Winterhüte schleppen, im Winter aber leicht und fröhlich den Frühling zur Schau tragen.

Nun möchte ich freilich nicht verallgemeinern. Nicht alle Frauen können sich den Luxus zu früher Ausstattung leisten und nicht alle sind voreilig in der Mode. Viele, sehr viele aber sieht man doch, die aus den Jahreszeiten tanzen. Und wenn sie wirklich glauben, sie erreichen dadurch besondere Beachtung, so könnte man wohl erwidern: Es gibt gewiß Frauen, die die neue Mode beschauen: „ach, was ist jetzt für den Frühling modern". Aber viele und hauptsächlich die Männer, werden den Spott nicht verbergen können. „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer", hörte ich einmal, als wir mit Recht in Pelzen gingen, derweil eine Dame bereits im Frühling lebte.

—⊡—

Kostüme und Kostümfeste

Von Frieda Freundt.

Die Erwachsenen taumeln jetzt durch die Hochflut der Masken- und Kostümfeste. Der Trieb im Menschen, gelegentlich etwasanderes vorzustellen, als man ist, treibt oft die seltsamsten Blüten und: „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Bei den Kindern ist der Nachahmungstrieb ganz besonders ausgeprägt und bei der viel regeren Phantasie kommen sie mit bedeutend geringeren Hilfsmitteln aus als wir Großen. Sie fühlen sich leichter in ihre Rolle hinein und irgend ein äußeres Zeichen genügt schon, meinetwegen eine Peitsche, um vollkommen der Kutscher zu sein, den das Kind darstellen will.

Der Vorliebe für eine Verkleidung trägt man bei Kindern vielfach Rechnung, wenn es sich um Polternabendscherze handelt. Wie stolz ist das Kind, wenn es in kurzem weißen Röckchen mit d em Silberreif im Haar und dem Bogen in der Hand, den Köcher mit Pfeilen umgehängt, den kleinen Liebesgott mimen kann. Die Flügel, die ihm erst das richtige Aussehen verleihen, sind der größte Stolz und wochenlang nachher sprudelt aus dem Plappermündchen immer wieder die Geschichte seiner kurzen Zeit als Engel.

Nachmittägliche Kostümfeste, Kindergesellschaften, lassen die Kleinen teilhaben an den Vergnügungen der Erwachsenen, die sich unerkannt hinter der Maske austoben und austollen. Masken? Das Kind schätzt sie nicht. Die Phantasie tut hier alles, und niemals will das Kind unerkannt bleiben, denn schon das Kostüm allein ist etwas ganz anderes als das tägliche Gewand. Aber auch hierbei muß alles in seinen Grenzen bleiben. Nur nicht Uebertreibung, Ueberhebung und zu großer Luxus bei der Zusammensetzung der Verkleidung auch bei unseren Kindern! Wir haben schon genug Auswüchse bei den Erwachsenen zu beklagen. Ein bunter Clownskittel, ein unechter Schwarzwälder und eine nicht ganz echte Bäuerin können ebenso schnell und billig hergestellt werden, wie die reizenden Pagenkostüme und Rokokokleidchen.

Die Kinder sollen zu solchen Festen nur zusammenkommen, um harmlos froh zu sein, zu spielen, zu tanzen und zu singen. Das Präsidium der Festestafel, die nur Speisen aufweisen darf, welche ein Kindermagen wirklich vertragen kann, übernehmen die Kinder selbst, natürlich unter der Aufsicht der Hausfrau. Die vor Freude glühenden Wangen und die ungebundene Fröhlichkeit geben Zeugnis ab von dem guten Gelingen dieser Art von Kinderfesten, die noch lange Zeit fest im Gedächtnis der kleinen Teilnehmer haften bleiben.

Der Kuß

Faschingsnovelle von Josephine Adolph

Es war an einem Märzabend zur Faschingszeit, als die Lehrerin Leonie Pfandt, unter ihrem dunklen Berufsmantel im Maskenkleid, einem jener Säle zustrebte, in dem Prinz Karneval Hof hielt. Der Einfall dazu war ihr ganz plötzlich gekommen, und das Kleid hatte sie auch nicht besorgt. Es war ein Maskenkostüm, das sich ihre Zimmernachbarin, eine junge Studentin, ausgeliehen hatte. Ein Telegramm rief das Fräulein in die Heimat und ins Elternhaus, da ein junger Bruder erschossen worden war. Maja Holm reiste sofort und bat die Lehrerin, am anderen Tag das geliehene Kostüm der eigentlichen Besitzerin zurückzubringen.

Leonie Pfandt hatte das seidene Gewand auf ihr schmales Mädchenbett gelegt. Dann hatte sie sich an den Schreibtisch gesetzt und begonnen, die dreiundzwanzig Schulaufsätze ihrer Volksschülerinnen zu korrigieren. Aber zum ersten Male in ihrem Leben flatterten ihre Gedanken davon. Umsonst versuchte sie, die Abtrünnigen herbeizurufen und zu kommandieren. Es war etwas Bibrierendes, etwas Strömendes, Störendes in ihren Nerven, in der Luft, im Zimmer. Es konnte nur von dem fremden Gewand ausgehen, das so seltsam und aufreizend in der Mietsstube des alternden Mädchens lag. Leonie stand auf, um es im Schrank zu verschließen. Aber als sie die funkelnde Seide von prachtvollem pompejanischen Rot anrührte und das seltsame Kleid in allen Falten traumhaft rauschte, überkam sie ein süßer Zauber. Ohne sich ihres Tuns klar bewußt zu sein, hatte sie die Bluse abgestreift und den schimmernden Stoff gegen ihre Haut gehalten. Die war trotz ihrer neunundreißig Jahre noch zart und sehr weiß. Von dem leuchtenden Rot vollends hob sie sich ab wie Schnee. Es war, als ob eine fremde Hand das alte Mädchen einhüllte in dieses Kostüm; als ob eine fremde Hand ihr die Kappe auf die Haare setzte, ihr die Larve umband, die dreiviertel ihres Gesichts verdeckte und nur Mund und Kinn frei ließ. —

Im Maskentreiben des großen Saales, in dem hohe Spiegel die Lichtreflexe zurückwarfen, kam sie sich vor wie eine Ausgestoßene.

Woher nahmen die Frauen ringsum den Mut zu lachen, sich zu necken und zu tanzen? Woher hatten sie die Kühnheit, die Herren anzureden? Ihnen mit ihren Fächern Kühlung zuzuwehen oder sie mit langen Pfauenfedern, die sie in den Händen trugen, an der Nasenspitze zu kitzeln?

Ihr — die mit ihren neununddreißig Jahren zum erstenmal einen Ballsaal betrat, fehlte das Lächeln und die Leichtigkeit zu diesen Dingen. Schon bereute sie, sich hierher gewagt zu haben, und wollte dem Ausgang zustreben. Aber einige Maskierte, die sich an den Händen hielten und eine Kette bildeten, umringten sie und kreisten sie so ein, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war. Verzweifelt sah sie sich um. Als sich ihr Auge hob, sah sie, daß oberhalb eine schmale Galerie herumlief, die ganz menschenleer war. Wenn es ihr gelang, sich dorthin zu flüchten, konnte sie dem Maskentreiben zusehen, ohne selbst mitgerissen zu werden.

Endlich gaben sie ihre Peiniger frei und umkreisten tanzend ein neues Opfer. Sie aber huschte die Treppe hinauf und lehnte sich an einen Pfeiler, der rückwärts im Schatten lag. Hier war es still, hier war es kühl. Das Halbdunkel tat ihren Augen wohl nach der brennenden, fressenden Helle, der sie im Saal ausgesetzt gewesen. Plötzlich hörte sie einen Schritt. War sie doch nicht allein? Sie wollte sich umsehen, aber bevor sie den Kopf wenden konnte, fühlte sie sich von starken Armen fest umschlungen, ihr Haupt wurde zurückgebogen. Ein Mund preßte sich heiß und fest auf ihren Mund.

Sie hielt still wie in einer Betäubung. Sie hatte nicht die Kraft, sich zu rühren oder sich zu wehren. Als der Mann sie freigab, taumelte sie gegen das Geländer. Schritte eilten rasch die Treppe hinab . . .

— — — Der Alltag fand die Leonie Pfandt, wie er sie kannte. Sie ging täglich den gleichen Weg in ihrem ewigen braunen Kleid mit weißen Manschetten und weißer Krause am Hals. Sie gab täglich die vorgeschriebene Stundenzahl, überwachte in den Pausen die Schülerinnen im Schulhof, korrigierte im Hause die Hefte und bereitete sich auf das neue Pensum vor.

Aber irgendwie war sie doch die Frühere nicht mehr. In ihr Blut war eine Unruhe gekommen, die sie erschreckte, in ihren Sinn ein Fremdes, das sie nicht verstand.

Oft saß sie, die immer Fleißige, die sich nie ein Ausruhen gegönnt, träumend da. Dann hörte sie hinter sich einen klingenden Schritt. Dann fühlte sie einen Arm um ihre Schultern. Dann preßte sich ein Mund auf ihren Mund, heiß und fest.

Und es gab Stunden, in denen sie sah, was sie vorher nicht gesehen: Arm war ihr Leben und einsam, elend und karg. Dann konnte es geschehen, daß sie mitten in der warmen Sonne fror und daß ihre Zähne wie im Frost aufeinander schlugen. Dann konnte sie die Hände ringen in innerlicher, großer Not.

Warum, fragte sie sich dann, warum mußte dieses Kleid aus Seide von pompejanischem Rot in meine Hände kommen?

Warum band ich mir die Maske vor?

Warum ging ich im Fasching zu einem Fest, von dem ich wußte, daß es nur ein Fest für die Schönen, die Lachenden, die Glücklichen war? Warum?

Demokratie des Damenstrumpfes

Natürlich gibt es eine Demokratie des Strumpfes im besonderen und der Kleidung im allgemeinen, nur daß sie hin und wieder mit einem kleinen individualistischen Extrem ausgeschmückt wird. Wenn z. B. die Gattin, die Teure, auf Einfachheit und Gleichheit schwört und unbedingt genau so ein Kostüm haben muß wie Frau X oder Y, so betont sie damit ihre streng demokratische Auffassung, wobei sie natürlich immer nach den besten und kostbarsten Vorbildern strebt, wie sich das für eine fortschrittliche, aufwärtsstrebende Demokratie gehört. Hat sie das Niveau der Gleichberechtigung erreicht, dann bildet hin und wieder ein luxuriöser Ausfall ins Individualistische eine pikante Abwechselung: „Nein, ich möchte etwas Apartes, keinen Hut, den man bei jeder dritten wieder antrifft.“ Aus dem Zusammenwirken dieser beiden Anschauungen, die abwechselnd je nach der Lage der Dinge ins Treffen geführt werden, ergibt sich dann das lebendige Bild der gutanzezogenen Dame. Greift man aus diesem Komplex nun ein Gebiet heraus, das des Strumpfes zum Beispiel, so zeigt sich hier trotz scheinbarer Gleichheit, einmal steht man überall nur braune, das andere Mal nur graue, oder Sonnenbrandstrümpfe, die größte Verschiedenheit in der individuellen Auffassung der unbedingt nötigen Menge. Wohl bei keinem Kleidungsstück tritt dies so zutage wie bei den Strümpfen, weil hier nicht allein der Geldbeutel bestimmend ist, sondern auch Stopflust und -Unlust, eine höchst wichtige Sache. Man kann daher die Schwierigkeiten begreifen, die einem englischen Richter dadurch entstanden, daß er in einer Schadenersatzklage den normalen Strumpfbedarf einer Dame bestimmen sollte. Richter zu sein, heißt eben überall sachverständig zu sein, selbst in pikantesten Angelegenheiten. Die Klägerin forderte von einer Versicherungsgesellschaft Ersatz für 110 Paar Strümpfe, soviel hätte sie ständig im Gebrauch. Vom Beklagten wurde geltend gemacht, daß diese Menge gänzlich unbegründet sei, 20 Paar würden vollkommen genügen. Der Richter, der in seinem Leben gewiß nie Strumpffreuden und nie Strumpfleiden kennen gelernt hatte, sollte entscheiden. Er nahm damit eine große Verantwortung auf sich; denn durch einen gerichtlich festgesetzten Standard würde sich dann jeder zu rechtfertigen suchen. Er fällte so das salomonische Urteil: 40 Paar. Natürlich läßt sich das Urteil wegen Befangenheit des Richters ablehnen. Aber welche Demokratie kann sich der Vollkommenheit rühmen. Wir Untertaninnen der Mittelmäßigkeit müssen uns daher vorläufig damit begnügen, für Vervollkommnung der Demokratie und — 40 Paar Strümpfe zu kämpfen.

—⊡—

Die Abwechslung in der Küche

Von Dr. L. Schmock.

Jedesmal, wenn Menschen gezwungen sind, längere Zeit hindurch Tag für Tag eine und dieselbe Nahrung zu sich zu nehmen, wäre sie auch wirklich zuträglich, zeigt es sich doch schließlich ein allgemeiner Widerwille gegen sie entsteht, der auf die Dauer unbesiegbar ist. Auf See, im Kriege usw. wiederholt sich diese Erscheinung trotz aller Verbesserungen in der Massenkochkunst und der sorgfältigsten Auswahl unter den vorhandenen Nahrungsmitteln stets von neuem und deutet auf eine physiologische Eigenschaft unseres Körpers hin.

Es gibt in der Tat keine Speise, die man sich ohne Rücksicht auf ihren Wohlgeschmack und Nährwert nicht bald „überäße“. Wird dagegen öfters zwischen einer einfachen, aus einem derben Gericht bestehenden Küche und einem Speisezettel von mehreren Gängen gewechselt, so weiß jeder, wieviel mehr er ohne Beschwerden zu sich nehmen kann, da der Organismus, der ersten Speise überdrüssig, zur zweiten und dann zur dritten und vierten greifen kann. Man hüte sich daher, Abwechslung in den Gerichten für eine Angewohnheit zu halten; es ist vielmehr eine große Wahrheit, daß nicht allein unser Geist, sondern auch unser Körper nach Abwechslung lechzt und letzterer sich schwer rächt, sobald sein Bedürfnis unberücksichtigt bleibt.

Die Gründe hierfür liegen nicht fern. Die Aufnahme der Nahrungssäfte aus Magen und Darm geschieht durch den geheimnisvollen Vorgang der Osmose, d. h. der Auffaugung einer Flüssigkeit dur cheine scheinbar dichte Zwischenwand hindurch von seiten einer anderen Flüssigkeit, die aber notwendigerweise eine andere Beschaffenheit haben muß als die erste. Zwischen zwei Säften von gleicher Art oder großer Verwandtschaft ist die Osmose unmöglich. Ebenso ist es unmöglich, daß die Nährflüssigkeit, die im Magen und Darm aus der Nahrung entsteht, von den umgebenden Gefäßen aufgesogen wird, sobald diese bereits von den gleichen Bestandteilen erfüllt sind. Dann kann es vorkommen, daß wir unfähig sind, weiter zu essen, obwohl wir noch nicht gesättigt sind und wenige Stunden später wieder Hunger haben.

Würde uns aber rechtzeitig ein anderes Gericht vorgesetzt worden sein, so hätten wir zweifellos ohne ein Gefühl von Uebersättigung noch weiter essen können. Wer auf die Dauer gezwungen ist, einförmige Kost zu genießen, wird den üblen Folgen nur dann entgehen, wenn durch starke körperliche Arbeit die Verdauungstätigkeit derart angeregt wird, daß der Magen nach dem Sprichwort: „In der Not frißt der Teufel Fliegen“ mit allem möglichen vorlieb nimmt. Stärkere Eßlust, rascherer Blutumlauf und ein kräftigerer Magen tun dann das ihrige, um die Auffaugung der Nährflüssigkeit in das Gefäßsystem trotz Eintönigkeit der Nahrung zu sichern. Wer aber einförmige Ernährung mit einer sitzenden Lebensweise verbindet, hat fast immer unter den Folgen davon, Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, ja chronischen Leiden und vielleicht Entkräftung zu leiden, da die wirklich aufgenommene Nahrung größtenteils verschwendet wird, d. h. gar nicht in den Organismus übergeht. Schließlich stellt sich wohl gar eine Störung des ganzen menschlichen Verhaltens ein. Er wird träge, gleichgültig, unlustig, und weiß oft selbst nicht, ebensowenig wie seine Umgebung, was ihm fehlt.

Daher ist die Abwechslung die erste Aufgabe jeder Küche, die ihren Zweck ganz erreichen will. Wer den täglichen Speisezettel nicht vergrößern kann, begnüge sich damit, die Speisen im Laufe der Woche recht fleißig zu wechseln, ändere auch einmal die Kochart, beziehe das Brot von einem anderen Bäcker und dergleichen Kunstgriffe mehr. Vor allem lasse man auch die Jahreszeiten zu ihrem Recht kommen und setze seinen Stolz nicht darin, jedes Gemüse zu jeder Zeit zu bringen, sondern jede Jahreszeit gehörig auszunutzen. Besonders für geistig Arbeitende kommt eine gründliche Aenderung der Diät häufig einer wahren Neugeburt gleich.

Mütter und Väter müssen auch — das kann nicht eindringlich genug betont werden — das instinktive Auswählen der Kinder hinsichtlich ihrer Nahrung mehr berücksichtigen, als es nicht selten geschieht. Diese kindlichen Sympathien und Antipathien einzelnen Speisen gegenüber haben oft mehr Berechtigung als alle Erziehungsweisheit. Das „Ich mag das nicht“ des Kindes hat oft, freilich nicht immer, den Wert einer echten Naturstimme, die man nicht bekämpfen, sondern fleißig studieren sollte. Doppelt am Platze ist dann bei ihnen die Abwechslung im Essen. Das scheinbare, launenhafte Hin- und Herspringen zwischen den „Lieblingsspeisen“ bei geistig geweckten Kindern, deren Nerven und Gehirn ebenso nach Wechsel und Ergänzung drängen als bei weniger Begabten, entspringt nur dem Bedürfnis des Leibesmechanismus.

So wahr es ist, daß wir das sind, was wir essen, so wichtig ist es auch, daß wir das Richtige genießen, um zu werden, was wir sein wollen, damit wir nicht eine Maschine von eherner Beständigkeit im Denken und Wirken, sondern ein Auf und Nieder der verschiedenen allseitigen Tätigkeiten und Gedanken, ein wechselndes Spiel, nicht eine starre Form des Lebens sind.

—⊡—

Der Gatte als Angestellter

Es gibt nicht zwei Dinge im Leben, die so unverträglich sind wie Feuer und Wasser. Da ist keine Verbindung, kein Kompromiß möglich, beide sind gleich starke Herren, und man kann nur einem Herrn dienen. Könnten alle Konflikte aus der Welt geschafft werden, dieser bliebe als Grundakkord des Lebens bestehen: Geschäft — früher sagte man Hunger und Liebe. Die unendliche Reihe von Schicksalen, welche auf diese Tonart gestimmt sind, wird durch folgende, höchst eigenartige Variation vermehrt. Eine Frau ist Direktorin eines geschäftlichen Unternehmens. Es ist eine klare, höchst nüchterne Angelegenheit. Warum sollen einer Frau nicht die gleichen Vorbedingungen für einen solchen Posten zur Verfügung stehen wie einem Mann. Genügende finanzielle Beteiligung, Protektion und Räsonnieren, mehr Fähigkeiten sind doch gemeinhin nicht erforderlich, brauchen nicht ausschließlich an das männliche Geschlecht gebunden zu sein. Unsere Frau Direktorin versah ihren Posten streng und sachlich, nicht einmal eine Frau konnte ihr irgend etwas nachsagen. Das Unternehmen wuchs und gedieh unter ihrer getreuen Obhut und warf gute Erträgnisse ab. Alles war also in bester Ordnung. Aber Frau Direktorin war noch anderweitig verpflichtet, nicht geschäftlich, sondern gefühlsmäßig. Sie war glücklich verheiratet, d. h. sie konnte sich mit ihrem Mann in der Ehe, die sie mit ihm eingegangen war, gut vertragen. Sie erkannte die natürliche Art des anderen Geschlechts an und ordnete sich völlig unter. In ihrer Eigenschaft als Direktorin entschädigte sie sich dann dafür. Soweit war auch hier alles in Ordnung. Nun aber kommt das erschwerende Moment. Sie war mit demselben Manne außer dem ehelichen auch noch einen geschäftlichen Vertrag eingegangen. Er war ihr Angestellter. Das war katastrophal; denn nun stand Macht gegen Macht, ihre geschäftliche gegen eine persönliche. Schließlich führte dieser Konflikt das Paar vor den Richterstuhl. Die Frau in ihrer Eigenschaft als Direktorin verklagte den Angestellten, der seine familiären Beziehungen zur Geschäftsleitung dazu benutzte, die Arbeitswoche für sich auf zwei Tage zu beschränken. Das Gericht gab ihr den ganz einfachen Rat, sie solle den untüchtigen Angestellten entlassen. Die Frau Direktorin zuckte nur die Achseln, das Einfachste ist eben das Schwerste, der Angestellte will nicht gehen. Menschliches Wissen und Können versagte in diesem Falle vollständig. Der Gatte als Angestellter ist und bleibt ein unlösbares Problem.

Deshalb soll man es möglichst vermeiden.

—⊡—

Heiratsschwindler

Einem mehrere Aufsätze umfassenden Beitrag des Berliner Kriminalkommissars von Liebermann in der „Gartenlaube“ über den modernen Verbrecher und seine Geschäftsmethoden entnehmen wir folgende Charakteristik des Heiratsschwindlers, die nicht uninteressant ist. „Die Heiratsschwindler“, sagt Herr von Liebermann, „tun nicht etwa arm — im Gegenteil, sie haben ihre gute Beamtenpension, oder sie besitzen Rittergüter, Schlösser oder großen Fabrikbetrieb, nur hat ihr goldener Ueberfluß immer den einen Fehler, daß er nicht flüssig ist. Sie haben ihn immer gerade festgelegt. Sie führen einen riesigen, in zwei Instanzen bereits mit Pauken und Trompeten gewonnenen Erbschaftsprozeß und brauchen zur Erkämpfung des zweifellos obsiegenden Urteils in dritter Instanz all ihr freies Geld und sogar noch etwas mehr. Oder sie haben eine große, eine glänzende, eine goldsichere Sache in Aussicht, ein Objekt, das seinen Käufer mit einem Schlage zum schwerreichen Mann machen wird. 85 Prozent der Kaufsumme haben sie bei der Bank schon hinterlegt und ihre ganzen Barmittel hineingesteckt, nur die letzten kümmerlichen 15 Prozent, die fehlen ihnen noch. Noch eins ist typisch für diese Kavaliere: Sie erzählen viel von sich, und lauter Dinge, die sie als begehrenswerteste Partie erscheinen lassen, aber sie erzählen nie etwas, das für die Verlobte mühelos nachprüfbar wäre. Nichts ist greifbar von dem Glanz ihrer Geschichten, alles hängt in der Luft. Trotz ihrer Arglosigkeit fühlt die Braut doch bald, daß um den Mann etwas Unklares ist, aber . . „Es ist mir ja so vieles an seinen Erzählungen komisch vorgekommen,“ sagte eine Betrogene.

Jugend

Jugend ist nicht an die Jahre gekettet,
Nicht zwischen schwellende Lippen gebettet;
Jung sein heißt jagen und fertig zum Sprung sein.
Wachsen und Werden, nicht faulender Dung sein

Allen, die Jäger des Lebens waren,
Blüht noch die Jugend in bleichenden Haaren —
Alt sein heißt weise sich dünken und kalt sein,
Hilflos von fressender Ichsucht umrankt sein.

Karl Berner.

„doch gemeinsame Bekannte, bei denen ich mich hätte erkundigen können, hatten wir nicht. Ueber direkte Fragen glitt er hinweg. Was konnte ich tun?“ Nun, wenigstens darüber, ob jemand der ist, für den er sich ausgibt, kann man sich auf lächerlich einfache Art Gewißheit verschaffen, wenn man als Verlobte so unaufällige Gelegenheit hat, ihn nach seinem Geburtsdatum und Geburtsort zu fragen. Auf Grund dieser Daten hätte sie von den Einwohnermeldeämtern seines Wohnortes und seines Geburtsortes gegen eine geringe Gebühr mündlich oder brieflich alsbald erfahren, daß ein Mann dieses Namens und dieses Nationales gar nicht verzeichnet sei. Dann hätte sie doch schon gewußt, daß ihr Märchenprinz buchstäblich ein Märchenprinz war.“

—⊡—

Eine kostspielige Gefälligkeit

Aus dem kleinen dänischen Städtchen Aalborg wird folgende drollige Geschichte erzählt, die den Vorzug hat, wahr zu sein. Im Januar dieses Jahres reisten die beiden Direktoren des Theaters von Aalborg nach Kopenhagen, um sich in der Hauptstadt ihres Landes einige Damen fürs Ballett zu verpflichten. Laut Zeitungsanzeigen waren die Bewerberinnen aufgefordert worden, sich im Savoy-Hotel nachmittags zu einer bestimmten Stunde einzufinden. — Als der Zeitpunkt gekommen war, weilten beide Direktoren noch in einem entgegengesetzten Teil der Stadt, allwo es ihnen sehr zu behagen schien. Mancher Provinzler, der einmal irgend einer Hauptstadt seinen Besuch abstattete, wird die vorzügliche Stimmung der beiden Herren begreiflich finden. Auch ihr weiteres Verhalten! Der eine von ihnen klingelte nämlich das betreffende Hotel an und gab folgende Anweisungen, die seinen Kavalierstugenden zu hoher Ehre gereichten: Die Verwaltung möchte sämtliche Damen, die im Hotel die Herren Theaterdirektoren zu sprechen wünschten, bitten, sich noch ein Weilchen zu gedulden. Die Herren seien bereits unterwegs. Um den jungen Damen etwas Zerstreuung zu gewähren, sollten ihnen Kaffee, Gebäck und Liköre gereicht werden. Die Anordnung des Direktors wurde prompt befolgt. — Wer aber beschreibt das Erstaunen beider Herren, als sie in der Vorhalle des Hotels nicht weniger als fünfzig mehr oder weniger schöne Bewerberinnen schmausend und trinkend antrafen, die allesamt auf Kosten des schwergeplagten Stadttheaters von Aalborg schlemmten wie im Schlaraffenland! Und das Köstlichste? Selbst als die jetzt gestreng dreinblickenden Herren der Schöpfung sich als die Erwarteten entpuppten, ließen sich die Damen in ihrer angenehmen Beschäftigung durchaus nicht stören. Erst kam der Kaffeeklatsch. Die Herren mochten warten. Man traktiert nicht ungestraft eine Evastochter mit Schlagsahne und Likören. Zum „Theater-Klatsch“ war nach Ansicht der fünfzig Bewerberinnen noch immer Zeit genug.

So sind die Frauen von heute!

H.

—⊡—

„Mama“ und „Papa“

Es ist eine bemerkenswerte und auffallende Tatsache, daß die kindliche Bezeichnung für Vater und Mutter in fast allen Sprachen der Erde ähnlich klingt. Selbst bei afrikanischen Völkern findet man ähnlich lautende Ausdrücke. Diese Erscheinung beweist, daß gewisse in der Natur des Menschen liegende Gründe die Wahl der Wörter für Vater und Mutter veranlaßt haben. Bekanntlich ist die Aussprache einiger Lippenlaute wie m, p, b, am leichtesten, und der erste Vokal, den das Kind ausspricht, ist „A“. Also sind die ersten Worte, die das Tragkind lallt: mama, amma, abba, pappa. Die Frage ist nun, wie kam das Menschengeschlecht dazu, die ersten Worte des Kindes als Bezeichnung für die Eltern zu wählen. Die Ansichten hierüber sind geteilt. Einige Forscher behaupten, der Erwachsene habe mit Ueberlegung diese Worte gebildet, während die Mehrzahl der Gelehrten der Meinung ist, die Bezeichnungen für Vater und Mutter verdanken dem Kinde ihre Entstehung und Bedeutung. Von allen Eltern werden die ersten Sprechversuche des kleinen Erdenbürgers mit Freuden begrüßt, und es herrscht großer Jubel, wenn das Kind sein „Mama“ und „Papa“ spricht und dabei die Arme ausstreckt. Das Kind ist sich zuerst seiner Handlungen überhaupt nicht bewußt. Unwillkürlich stößt es Laute aus und bewegt dabei die Hände. Die meisten Eltern sind aber in ihrem Stolze die eitelsten und eingebildetsten Wesen der Erde. Sie glauben, daß ihr Kind nur sie meinen könne, wenn es die ersten Worte spricht. Wenn das kindliche „Mama“ und „Papa“ ertönt, so nahen sich die Eltern erfreut und glauben bestimmt, daß die Laute das Verlangen des Kindes nach den Eltern ausdrücken sollen. Es verdient dabei besonders hervorgehoben zu werden, daß bei manchen Völkern „Mama“ der Ausdruck für „Vater“ ist. Im Laufe seiner Entwicklung nimmt das Kind allmählich wahr, daß sich ihm Vater und Mutter nähern, wenn es „Mama“ und „Papa“ ruft. Erst wenn das Kind diese Erkenntnis aus seiner Erfahrung gewonnen hat, spricht es die Worte in der Absicht aus, die Eltern herbeizulachen. Die Unterscheidung zwischen „Vater“ und „Mutter“ kommt dem Kinde aber erst ziemlich spät. Ursprünglich gebraucht das Kind die Wörter ausschließlich zur Bezeichnung seiner eigenen Eltern. Es bedeutet bereits eine ziemlich hohe Stufe der Entwicklung, wenn das Kind zu der Erkenntnis kommt, daß auch andere Menschen Vater und Mutter haben.

—⊡—

Warum alte Damen Pfeife rauchen sollen

Von manchen Leuten, die gegen das Frauenstimmrecht sind, hört man hin und wieder die Behauptung, daß die Frauen von dem Tage ab, als sie das Wahlrecht ausüben dürften, auch dem Nikotin verfallen sind. Aus dem liebenswürdigen verbindlichen Ton, in dem solche Reden für gewöhnlich gehalten werden, kann man entnehmen, wie wenig den Herren der Schöpfung daran gelegen ist, wenn ihnen die Frauen unternehmungslustig, durch dick und dünn, durch gut und böse folgen. Eine Frau, die wie Ruth sagt: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen“, ist nicht, wie man eigentlich annehmen sollte, das Ideal aller Männer. Manche Wege möchte man ihr mit Verbotstafeln sperren. Als der Gang zur Urne nun doch frei wurde, murrte man ingrimmig, daß eine Sünde der anderen folge, und meinte damit das Rauchen. Ganz abgesehen von der Frage, ob das Rauchen wirklich als Sünde zu qualifizieren ist, natürlich nur bei der Frau, umsonst ist das schöne System von der doppelten Moral nicht erfunden worden, kann den Nörglern nachgewiesen werden, daß sie sich in der Reihenfolge gründlich geirrt haben. Die Frauen haben schon lange, bevor von einem Wahlrecht aller Männer auch nur die Rede war, geraucht. Nicht gerade Zigaretten, die sind erst Mitte des 19. Jahrhunderts nach Europa gekommen, sondern Pfeife, jawohl höchst gravitätisch und lieblich haben sie die Tabakspfeife hantiert. In alten Schriften aus dem 17. und 18. Jahrhundert steht zu lesen, daß Tabak sehr viel geraucht wird, auch von den Frauen. Eine Klubordnung aus jener Zeit bestimmt, daß jeder Besucher seine Pfeife aus dem eigenen Tabaksbeutel stopfen solle, und wer seine Frau mitbringe, müsse auch bezahlen was sie trinkt und raucht. Es ist ja möglich, daß auf diese Bestimmung hin, die Männer lieber allein in den Klub gegangen sind, aber daß sie prinzipiell nichts gegen das Rauchen der Frauen hatten, geht aus jenen originellen Briefen hervor, die ein englischer Schriftsteller im Jahre 1700 schrieb und „an eine alte Dame mit der Tabakspfeife“ richtete. Es heißt darin: Ich rate Ihnen dringend, Pfeife zu rauchen, denn erstens ist es ein Vergnügen und dann auch ein vorzügliches Mittel gegen Zahnschmerzen, mit denen Damen in Ihrem Alter ja so oft geplagt sind. Weiterhin tut eine Tabakspfeife vorzügliche Dienste bei religiösen Meditationen, weshalb es ja auch keinen Geistlichen gibt, der seine Predigten ausarbeiten kann, ohne dabei zu schmauchen. Zum Schluß wird dann der launige Vergleich gezogen, daß eine Pfeife für eine alte Dame dasselbe ist wie der Verehrer für eine junge, beiden liese nämlich dabei das Wasser im Munde zusammen.

W. D.

—⊡—